

Jacob Spöndlys Liebschatten [Schluss]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

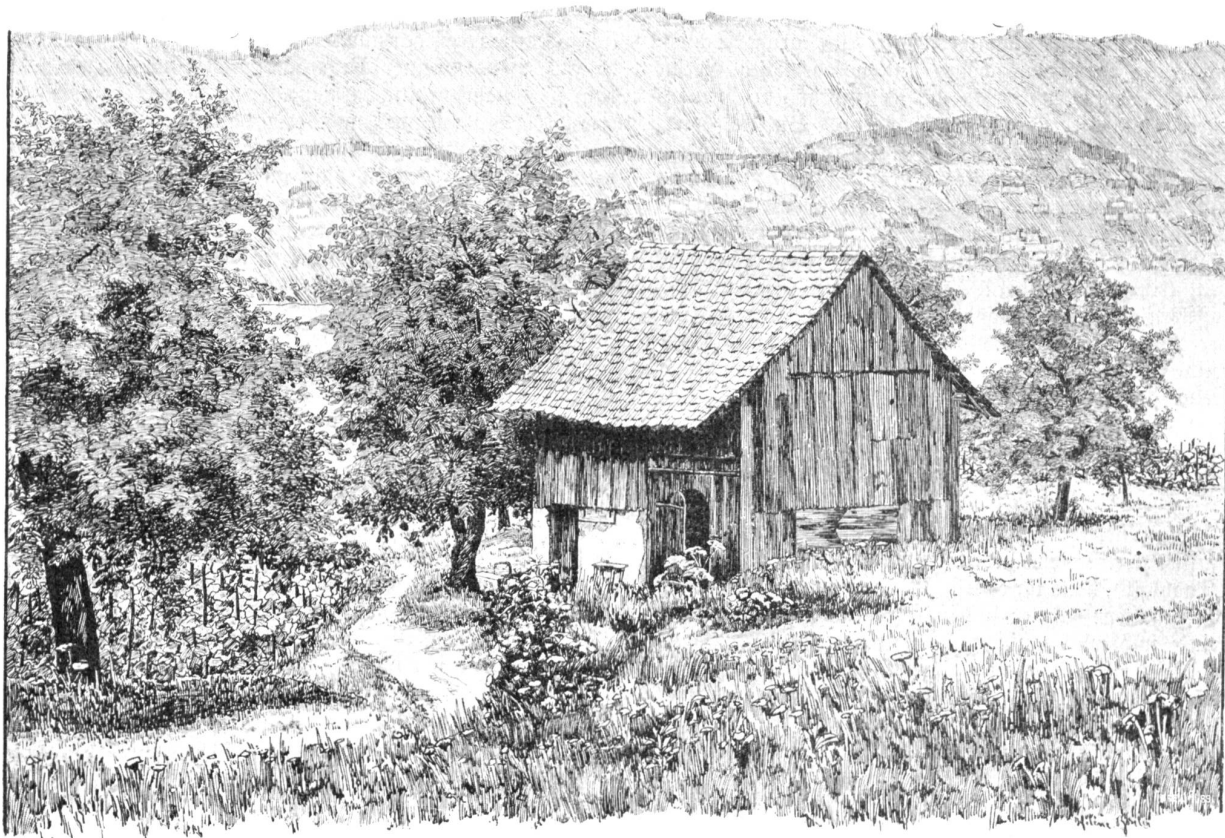
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Motiv aus Erlenbach am Zürichsee. Nach Federzeichnung von Helene Tobler-Bogler, Zürich-Kaufbeuren.

Deheim!

Scho, wo ich na en Bueb bi gli,
Da hät mer welle schine,
's heb nüd so goldige Sunnelchi,
So froh lüt's niene Betziit i
Wie-n-i mim Land, mim chline.

Eis Tags han i es Schäkli gha
Und 's Herz voll Luft zum Wandre,
Da sind mer furt bergab, berga:
O Land, mis Land, wie bist du da
Schön gli vor alle-n-andre!

Nüd oft ist 's Glück eim fründli gsinnt —
Was sollt i chlage, truure?
Es gahd deheim so freie Wind
Und d' Wolke ziehd so hoch und gschwind,
De Chummer cha nüd duure.

Emal wird's si, mis Schwizerland,
Da ruscht e Tanne neime,
Da stahd en Firn im Abigbrand:
Da schlaf' i anere stille Gand,
Und guet schlaft si's — deheime!

Ernst Zahn.

Jacob Spöndly's Liebshaffen.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Schluß).

In voller Siegeszuversicht stieg Hulda in ihre Kammer hinauf und staubte mit großer Liebe und Sorgfalt den Gipsengel ab, der auf ihrem Nachttisch stand und den sie aus eigenem Geld von einem Zeitträger gekauft hatte. Von dieser Figur versprach sich Hulda Wäckerli viel. Sie mußte am festlichen Tag statt der grünen Milch-

töpfe auf dem Wandgestell stehen und neben den roten Papierblumen und dem durchbrochenen Kommodenüberzug vom Kunstsinne der Besitzerin Zeugnis ablegen. Noch am gleichen Abend schrieb sie in gewählten Ausdrücken die Einladung an Herrn Spöndly. Sie häkelte nachher bis nach elf Uhr an einem angefangenen Kom-

modenüberzug und kämpfte daneben eine große Schlacht mit einem Heer von schönen und wunderlichen Gedanken, die von allen Seiten auf sie eindrangen, einer den andern wegschiebend und verdrängend. Sie sah Herrn Spöndly leibhaftig neben sich sitzen und hörte, wie er ihr leise ins Ohr flüsterte: „Fräulein, Sie sind zu gut für Ihre Umgebung . . .“ Ach, wie wollte sie neben ihm glücklich durchs Leben wallen! Immer trug sie eine Rosaschürze mit gestreiften Bändern. Ach, keine Neben, keine Rübenfelder! Und kein Heuet und keine Kartoffelernte! Jacob Spöndly! In Huldas Herzen klang der Name wie Musik. Sie nahm immer und immer wieder die Blumenkarte, die ihn trug, aus dem Album, freute sich daran und las deren sinniges Sprüchlein:

„Du schaust in dieser Rose mild,
Mädchen, deiner Schönheit Bild!
Schön sind Rosen, schön sind Nelken,
Welche blühen und nie verwelken!“

Nun fiel ihr plötzlich ein, daß am Sonntag vielleicht Julius Kleiner wiederkommen würde. Seine Mutter, das „Tagblatt“, hatte ihr eben gestern eine große Lobrede über ihn gehalten: wie er so häuslich sei und kein Bier zuviel trinke und wie man ihm in der Stadt auf dem Bureau, wohin er jeden Tag mit der Bahn fuhr, bereits wieder mit dem Lohn gestiegen sei. Er habe jetzt hundertundzwanzig Franken im Monat und komme bald noch höher, wegen seiner schönen Handschrift. Julius Kleiner hatte Hulda zum letzten Namenstag zwei silberne Teelöffel geschenkt. Sollte sie ihm wohl das Angebinde zurücksenden? Nein, das wäre noch verfrüht! Ein paar Wochen ließ er sich schon noch hinhalten . . . Julius Kleiner war zwar schon zweiunddreißig und bei den Mädchen nicht besonders angesehen. Ein gutes Herz konnte er indes doch haben, nach den Teelöffeln zu schließen . . .

Zum Ende wurde aber sein Bild doch von dem andern, größern unerbittlich verdrängt. Huldas letzter Gedanke vor dem Einschlafen, der höchste Turm auf ihrem Traumschloß war Jacob Spöndly — — —

Etwa eine Woche später konnte der neue Verweser konstatieren, daß er nun bereits vier obligaten Säulieffen sozusagen als Hauptperson beigewohnt. Er schritt eines Abends in starker Erregung in seinem Zimmer auf und ab. Schon wieder zwei neue Einladungen! Dazu die bereits vorliegende von Gemeinderat Wäckerlis! Er war keineswegs darüber im Zweifel, daß sein Wagen punkto Aufnahmefähigkeit den eigenen Rekord nicht mehr schlagen konnte. Ja, es konnte nicht so weiter gehen, wollte er nicht seiner Gesundheit den Todesstoß geben! Zimmer, wenn er glaubte, das Aeußerste getan zu haben, war noch ein Umgang da, und es hieß hartnäckig: „Nehmt doch noch ein Bröckli, Herr Lehrer; Ihr eßt ja gar nicht!“ oder: „Trinkt doch auch; der macht Euch gewiß nichts, der ist nicht gedoktert!“

In der Verzweiflung hatte er heute die Lina Steiner um Rat gefragt. Die hatte nur gelacht und am Ende gemeint, wenn er, Spöndly, sich verloben würde, dann würde das alles bald von selber aufhören.

Natürlich, auf diesen Punkt lief ja in Frienismies alles hinaus! Wenn er sich verloben würde . . .

Jacob Spöndly war zwar zur festen Ueberzeugung gelangt, daß dieser Ort für einen Junggesellen nicht der geeignete sei; aber er dachte noch nicht von ferne daran, seinen Grundsätzen untreu zu werden. Dem unheim-

lichen Kartenregen gegenüber hatte er sich ganz passiv verhalten. Hans Steiner hatte ihm vertraulich mitgeteilt, daß sich wahrscheinlich jemand einen Scherz mit ihm erlaubt habe, wie das auf dem Land öfters vorkomme; er müsse sich gar nichts daraus machen. Richtig hatte darauf die Neckerei bald aufgehört. Er sagte sich, daß auch alle übrigen Vorstöße gegen seine Selbständigkeit bei gänzlicher Ignorierung schnell abflauen müßten. Nach wie vor machte er fleißig Eintragungen in sein Loggbuch. Er gab sich selber fortgesetzt Versicherungen der unwandelbarsten Standhaftigkeit und betrachtete das Buch als seinen Vertrauten und Verbündeten. Gegen Lina Steiner schrieb er sich in eine richtige Feindschaft hinein. So hieß es in einer Notiz unterm 4. November: „Eine förmliche Julia Gärtnli-Natur! Hat ohne Zweifel keine geringere Absicht als die, mich an sich zu fesseln und mir dann eine Niederlage zu bereiten. Sagte heute höhnisch, es sei keine Kunst, Junggeselle zu sein, wenn man keine bekommen könne. In ähnlichem Falle würde sie sich auch entschließen, eine alte Jungfer zu werden . . . Hat natürlich keine Ahnung davon, wie nahe Pflegers Lydia nach der Metzgete neben mir gesessen und daß sie mir seither täglich durchs Schulfenster zunicht, wenn sie in den Konsumladen geht. Auch Verena Wäckerli gibt sich keineswegs Mühe, ihre Zuneigung für mich zu verbergen. Dieses Zweigestirn fängt an, sich an meinem Firmamente stark bemerkbar zu machen. Halte mich aber in genügendem Abstand. Beim Ueberdenken hat jede von den beiden einen Vorzug: Lydia ist einzige Tochter, Breni dagegen hat die Aehnlichkeit mit Olga Schmitzler für sich. Fühle mich bei beiden Faktoren mehr als gewachsen. Lina Steiner trug heute Gretchenfrisur. Foppte mich wieder wegen den Säulieffen. Sagte ihr offen, daß mir diese Neckereien unsympathisch seien . . . (Wenn ich mich jemals verheiraten würde, müßte meine Frau jedoch die Böpfe immer so aufbinden). Könnte dieses Mädchen ernstlich hassen, schon weil sie keinen Sinn für Literatur hat. Sagte neulich, als ihr ein gedrucktes anonymes Lenzgedicht von mir zeigte, es nehme sie wunder, was die gelehrten Leute an dergleichen Reimereien herausfinden können! „Der Mai ist gekommen“ sei denn doch viel schöner . . .“

Jacob Spöndly wollte auch heute eine kurze Notiz in sein Loggbuch eintragen: wie er sich am Säulieffen im Grundhof wegen der triefenden Speckschnitten geärgert und wie es bei Höstibauers stark nach Stallkleibern gerochen habe, auch daß die Anna Wenk seinetwegen den reichen Witwer in Reute nehmen könne usw. Da fielen ihm die jüngsten Einladungen wieder ein, und er faßte den plötzlichen Entschluß, sie in aller Form abzulehnen. Schon eine Viertelstunde später befand er sich auf dem Weg ins Unterdorf, wo er dem Mettler und dem Rehlhofbauern persönlich für ihre Freundlichkeit danken und ihnen des bestimmtesten mitteilen wollte, daß er insofern Arbeitsüberhäufung leider nicht mitmachen könne. Als er bei Gemeinderat Wäckerlis vorbeiging, kam es ihm plötzlich in den Sinn, daß er in diesem Fall konsequenterweise auch hier abfragen müßte . . . Da gab er sein Vorhaben kurzerhand auf und wandte seine Schritte nach der dem Wäckerlischen Hause gegenüberliegenden Wirtschaft zum Frohsinn. Die Frohsinnwirtin bewillkommnete ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit. Es freue sie sehr, daß man ihn auch

wieder einmal sehe und sie hätte schon lange ein Anliegen. Nämlich in etwa vierzehn Tagen sei Metzger und da dürfe er unter keinen Umständen fehlen; sein Vorgänger, der Herr Meier, sei auch jedesmal gekommen und es sei immer sehr gemütlich gewesen. Jacob Spöndly sagte, er sei zwar zurzeit etwas stark in Anspruch genommen, namentlich mit den Korrekturen, aber müsse gestehen, daß ihn die Einladung ehre und daß er sie nur mit dem größten Vergnügen akzeptieren könne.

Drittes Kapitel.

Von einem Säulieffen und dessen mittelbaren und unmittelbaren Folgen. Wie etwas Unerwartetes geschieht, auch wie das Loggbuch verabschiedet wird und schließlich eine glückliche Landung erfolgt.

Bei Gemeinderat Wäckerli war alles Erwartung. Das weiße Tisch Tuch mit dem roten Streifen in der Mitte und Frau Rosas Mädchenamen K. K., Rosa Rummeli, auf den sie immer noch stolz war, trug sogar Silberzeug. Die Bestecke waren kunstgerecht aufgepflanzt; auf dem für Herrn Spöndly bestimmten Teller lag eine Visitenkarte mit der Bleistiftnotiz «Bon appétit!» Auf der Rückseite las man:

Hulda Wäckerli,

Renens sur Roche, Canton de Vaud.

Von diesen Visitenkarten hatte Hulda während ihrer Pensionszeit fünfzig Stück drucken lassen. Die Mehrzahl davon hatte sie nachher als bleibendes Andenken mit nach Hause gebracht und benützte sie auf sinnige Weise je nach Gelegenheit. Sie trug heute die weiße Musselinbluse, von der Julius Kleiner immer sagte, daß sie ihr so ausgezeichnet stehe. Immer wieder schritt sie ordnend in der Stube umher; sie strich den prachtvollen neuen Kommodenüberzug glatt und stellte den riesigen Strauß von bunten Papierblumen genau in die Mitte. Zu dessen beiden Seiten waren Photographie- und Postkartenalbum chic plaziert. Hoch auf dem Wandgestell aber thronte der blendendweiße Gipsengel, und es war Hulda, als ob ein schöner Glanz von ihm ausgehen würde über den ganzen Raum.

Jetzt steckte Frau Rosa den Kopf durch die halboffene Küchentür und sagte ungeduldig: „Das Voressen ist genug. Wenn er jetzt nur käme!“

Gemeinderat Wäckerli, der bereits wartend am Tisch saß, entschuldigte gelassen: er werde noch korrigieren müssen; auch glaube er, die vielen Säulieffen könnten ihm mit der Zeit den Verleider anhängen.

„Es wird jetzt dann wohl ein wenig aufhören,“ meinte Frau Rosa mit einem vielsagenden Blick auf Hulda. Er lächelte kurz in sich hinein; es war ihm etwas eingefallen: „Ja, der Maurer Nebmann hat heute über Herrn Spöndly gesagt, der fresse sich nun so in die Gemeinde hinein, daß man ihn gar nicht mehr herausbringen werde!“

„Aber, solche gräßlichen Ausdrücke zu gebrauchen!“ hauchte Hulda entrüstet.

In diesem Augenblick klopfte es. Herr Spöndly trat ein und grüßte mit vielem Anstand nach allen Seiten. Frau Rosa war sofort ganz Wirtin. Mit Würde und Gemessenheit hieß sie Herrn Spöndly willkommen und nötigte ihn zum Sitzen. Hulda bedauerte im stillen, daß ihm die Krawatte etwas schief hing und daß er statt des flotten neuen Kleides den bereits etwas abgeschabten Gehrock trug. Sie setzte sich mit einem verbindlichen „Ich bin so frei!“ neben ihn, bemerkte aber,

daß seine Blicke wie fragend in der Stube herumirrten. Nachdem er die Visitenkarte betrachtet und wieder wegelegt hatte, sagte er ganz nebenhin: „Sie seien im Welschen gewesen, Fräulein?“ Sie verneigte sich schnell und sagte hocherfreut: «Oui, oui! Man kann eben doch nie genug für seine Bildung tun!“

In diesem Augenblick kam Breni mit der dampfenden Schlüssel herein; sie sah in der neuen karierten Merzelmischürze allerliebste aus. Herrn Spöndly's Augen taten sich gütlich an ihr, seine Blicke waren hell wie Weichnachtskerzen, und als sie ihm die Hand gab, wiederholte er unbewußt noch einmal alles, was er schon gesagt: wie ihn die Einladung freue und wie er das gar nicht zu hoffen gewagt habe. . .

Jacob Spöndly war mit keinem geringern Vorhaben hergekommen, als mit Berena Wäckerli über die Zukunft zu reden. Er hatte seinem Loggbuch eingestanden, daß es mit seiner Widerstandskraft zu Ende sei und daß er seinem Kurs wohl oder weh eine bestimmte Richtung geben müsse. Eine Steiner? Nein, die mochte den Korb für sich behalten, den sie ohne Zweifel für ihn bereithielt! Nach reiflichem Abwägen hatte er sich endgültig für das Breni Wäckerli entschlossen. Es gefiel ihm nicht recht, daß Pflegers Lydia Kolportageromane las, und nicht zuletzt kam auch die Ähnlichkeit Breni's mit Olga Schmitzler in Betracht. Am heutigen Abend mußte wo irgend möglich alles ins reine gebracht werden. Er freute sich schon auf die Ueberraschung, die er der Eline Steiner bereiten wollte. Sie war seit zwei Tagen bei einer Schwester auf Besuch: wenn sie heimkam, konnte er sich als Bräutigam vorstellen! Die mußte nicht mehr glauben, daß er sich vor den Mädchen fürchte. . .

Wirklich hatte Jacob Spöndly in der neuen Umgebung und im Umgang mit der mutwilligen Eline viel von seiner frühern Scheu und Unbeholfenheit abgestreift; er mußte ziemlich beherzt und sicher aufzutreten. Jedoch war er nicht der Mann, der etwas hätte verbergen können: auf eine Stunde weit konnte man es ihm ansehen und anmerken, daß außer Breni für ihn in diesem Hause niemand existierte. Und als sich diese nun gar ihm gegenüber an den Tisch setzte und lachend und scherzend mit ihm anstieß, da wurde ihm ganz warm unter der Weste. Ihr anmutiges Gesicht erschien ihm zwar in unmittelbarer Nähe etwas gröber geschnitten, auch wünschte er, sie möchte die Haare nicht so glatt geschheitelt tragen und beim Lachen den Mund etwas weniger öffnen; aber an derlei Kleinigkeiten gewöhnte man sich ja! Der beharrlich an seiner Seite sitzenden Hulda gönnte er kaum hin und wieder einen flüchtigen Blick, geschweige denn ein Wort. So wurde diese merklich stiller und resignierter; sie sah den stolzen Turm ihres Traumschlosses lautlos in Staub und Schuttgeröll zusammensinken. . .

Unter allerlei ernststen und verständigen Gesprächen nahm das Säulieffen seinen Anfang. Herr Spöndly gestand schmunzelnd, daß er noch nirgendes so weiche und leckere „Füßli“ und „Schnörkli“ gegessen habe. Gemeinderat Wäckerli wußte dann das Gespräch geschickt auf die Politik zu bringen. Er war kein Licht; aber er hatte die Gabe, dem, was andere dachten und sagten, mit klugen und gewählten Worten beizupflichten und es bei Gelegenheit auch als Eigengewächs zum besten zu geben. Er saß nun bald dreißig Jahre in der Behörde, „damit die Zahl voll sei“, wie einige boshaft

sagten; seine Ausdauer hatte ihm den Zunamen „Der ewige Gemeinderat“ eingebracht.

„Wie stellen Sie sich eigentlich zu den Ideenkreisen der Sozialisten?“ fragte er Herrn Spöndly unter anderm, und als er von diesem ausweichende Antwort erhielt, teilte er weitläufig mit, was für neue Kandidaten die Freisinnigen und die Konservativen im Frühjahr hätten aufstellen sollen, um mit ihrer Liste durchzudringen. Auch die neue Militärvorlage wurde eingehend erörtert. Aber Hulda beobachtete Herrn Spöndly scharf und glaubte bestimmt zu bemerken, daß ihm das alles furchtbar gleichgültig sei, daß ihm ein Lächeln um Breni's Lippen und ein Scherzwort aus ihrem Munde mehr bedeuteten als sämtliche National- und Ständekandidaten der ganzen Schweiz, die Sozialisten inbegriffen. Dennoch wagte sie hin und wieder einen verzweifelten Versuch, seine Aufmerksamkeit von Breni ab und auf sich zu lenken, nicht nur aus eigenem Antriebe, sondern weil ihr die Mutter mitten im geschäftigen Ab- und Zugehen mehrmals zornig mit den Augen zuzwinkerte, als wollte sie sagen: Was ist denn das! Kannst du dir nicht ein wenig Mühe geben? So servierte sie nun dem Gast die Karioffelplatte und sagte mit ihrem süßesten Lächeln: «Voulez-vous des pommes de terre?» Herr Spöndly beachtete die Aufmerksamkeit nicht einmal; er redete über den Tisch weg mit Breni und erzählte ihr, wie er das berühmte Lustspiel „Im weißen Rössl“ im Stadttheater in Zürich gesehen

habe. So ein Werk sollte sie einmal mit ihm ansehen können! „Nun, wer weiß?“ fügte er vielsagend hinzu.

Nach dem zweiten Umgang fragte Jacob Spöndly, ob es vielleicht erlaubt sei, eine anständige Zigarre anzuzünden. O ja, sie rieche eine gute Zigarre sehr gern, sagte Hulda süß, aber in verzweifelter Stimmung: seine Augen hatten ja nur Breni gefragt. Er hielt sein Gai auch Herrn Wäckerli hin. „Ich rauche zwar sonst nicht,“ sagte der, „ich habe es seit drei Jahren nicht mehr probiert; aber weil wir nun so vergnügt beieinander sind, will ich mir auch wieder einmal eine erlauben.“

Hulda mußte bereits mit Reservetruppen ins Feld rücken. Das Postkartenalbum hatte sie erst später, mit Herrn Spöndly allein, genießen wollen. Nun nahm sie es mit einem heimlichen Seufzer von der Kommode und blätterte still für sich ein wenig darin. Dann nahm sie die mit J. S. gezeichnete Karte sorgfältig heraus und hielt sie ihm mit der fecken Frage: „Kennen Sie die?“ vor die Nase. Während er die Karte mit wenig Interesse zwischen den Fingern drehte, fast wie etwas Unappetitliches, versicherte sie ihm, daß ihr dieses reizende Motiv sehr gefalle und namentlich auch das Textliche und daß sie nicht umhin könne, ihm auch mündlich ihren aufrichtigen Dank auszusprechen.

Jacob Spöndly legte ihr die Karte wieder hin. Sie müsse sich absolut gar nichts daraus machen, sagte er, Hans Steiners Rezept wörtlich wiederholend; es komme auf dem Lande öfters vor, daß sich jemand einen dummen Scherz erlaube. . . . Da schlug Hulda das Buch zu, stand geräuschvoll auf und verließ die Stube. Die Mutter ging ihr nach und sagte noch halb unter der Türe:

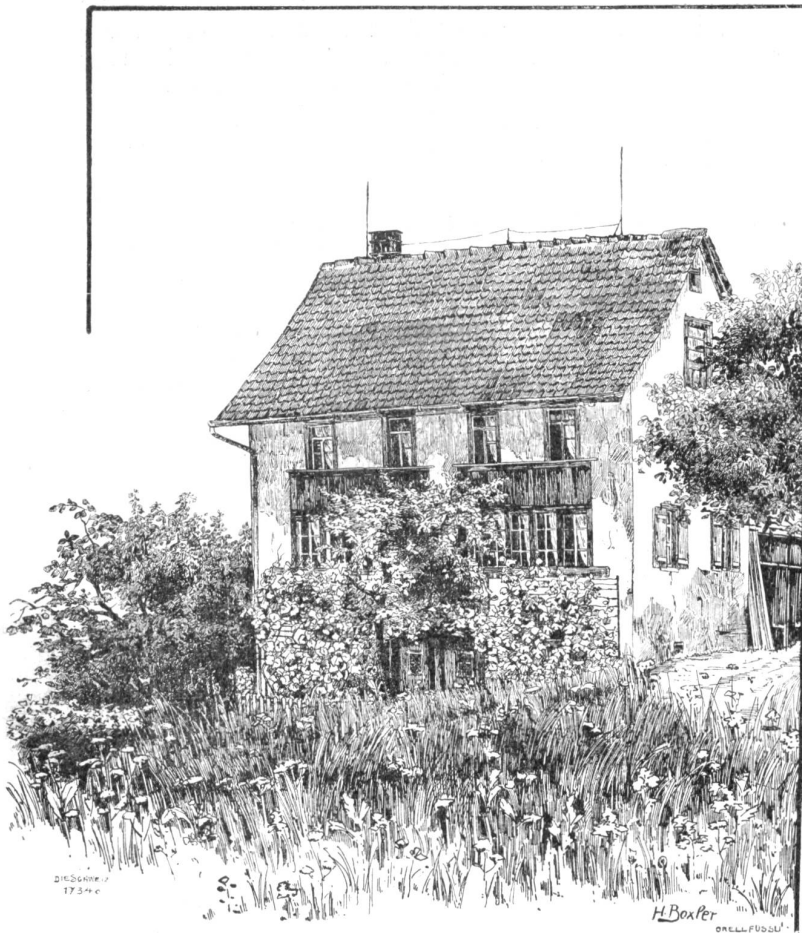
„Ja, so ist's recht, Hulda. . . Nein, aber der Mensch. . .“

Frau Rosa war nämlich mit dem Gang der Dinge ebensowenig zufrieden wie Hulda. Nein, wenn Herr Spöndly glaubte, er könne nach Belieben unter ihren Töchtern auswählen, war er auf dem Holzweg! Hulda oder keine! Das Breni mußte in Gehren Rößliwirtin werden, davon ließ sie kein Jota abmarkten!

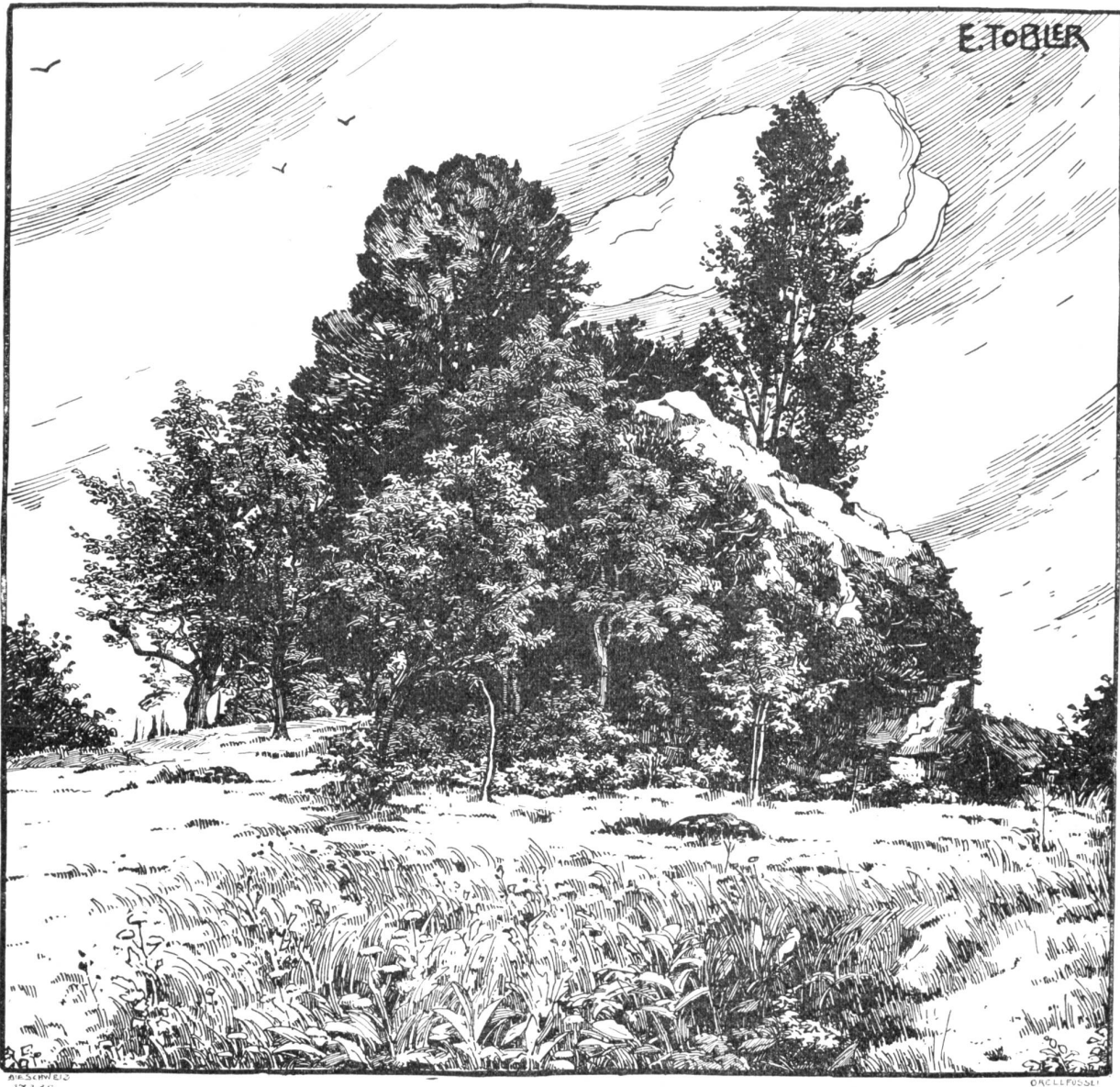
„Mich machts nur wild, daß sie so mit ihm tut!“ flüsterte Hulda jetzt unter Zornestränen. „Und vorher hat sie gesagt, sie wolle nichts von ihm wissen, er habe zu wenig Schneid!“

„Er muß dich nicht reuen,“ tröstete die Mutter; „wenn ich den vorher recht angesehen hätte, wären unsere zwei Säulein jetzt noch gesund und munter!“

„Die armen Tiere!“ ergänzte Hulda wehmütig, fügte aber sogleich böse hinzu, es sei eigentlich nichts als wahr, etwas schneidiger dürste Herr Spöndly schon sein, und wenn einer seine Krawatte so schief trage, zeuge das gewiß auch nicht von ordentlichen Charaktereigenschaften. Sie erklärte dann noch, daß sie ihren alten Plan wieder aufnehme und sich zur Saalochter ausbilden lasse. Darauf rauschte sie noch einmal in die Stube hinein, nahm zornigen Blickes ihren Gipsengel vom Wandgestell, wobei sie



Wirtschaft zum Fluglein (ob Erlenbach). Nach Federzeichnung von Helene Tobler-Boxler, Zürich-Kaufbeuren.



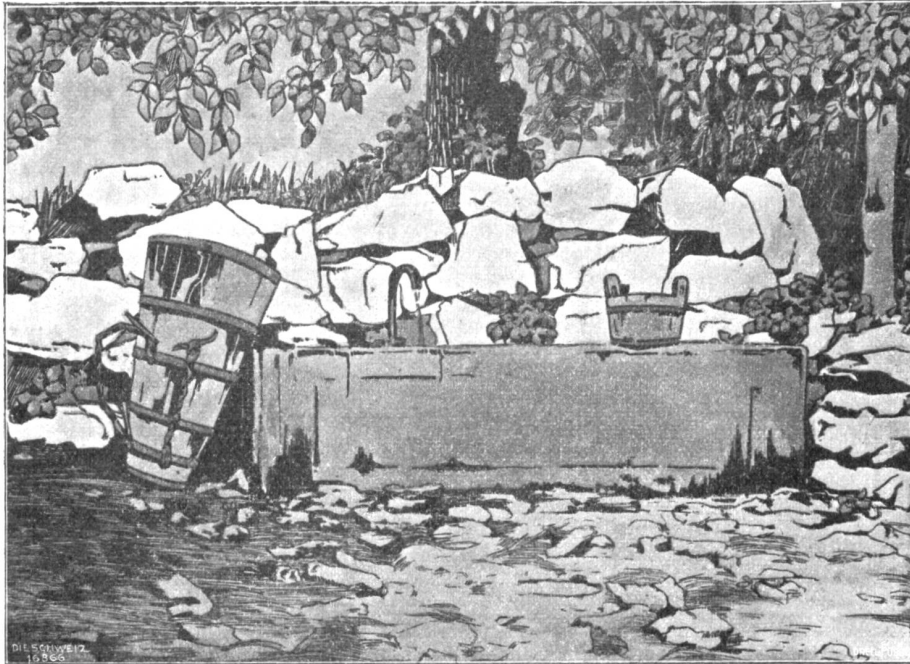
Der Pflugstein (ob Erlentbach). Nach Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich-Kaufbeuren.

Herrn Spöndly ein verächtliches „Dong Schuang!“ entgegen schleuderte, und zog sich dann ohne ein Wort des Abschiedes auf ihre Kammer zurück. Aber da sie doch nicht gleich hätte schlafen können, kramte sie noch ein wenig in ihren Sachen. Als sie auf die zwei silbernen Teelöffel von Julius Kleiner stieß, ging es wie ein Lächeln der Erlösung über ihr Antlitz. Sie setzte sich hin und schrieb auf eine ihrer rosa Visitenkarten eine kurze, aber inhaltsreiche Epistel. Als sie diese in den Umschlag gesteckt und adressiert hatte, ging sie mit dem beruhigenden Gefühl zu Bette, daß ihr Leben nun doch heute seinen Inhalt bekommen habe.

Drunten wurde das Säulieffen ziemlich unvermittelt abgebrochen. Es war, als ob mit dem Gipsengel alle guten Geister aus der Stube gewichen wären. Das Auftragen des dritten Ganges unterblieb, und die Situation wurde geradezu verzweifelt, als Herr Ge-

meinderat Wäckerli, jedenfalls wegen des ungewohnten Rauchens, plötzlich Brechanfälle bekam und kaum Herr seiner Gefühle bleibend in ungeordnetem Rückzug einen verschwiegenen Ort aufsuchen mußte.

Nachher erschien Frau Rosas hochgeröteter Kopf in der Küchentüre: „Breni, du kannst jetzt ins Bett; mit dir ist's nicht mehr zu früh!“ Diese erhob sich und ging mit einem lustig-trockenen „Gutnacht und kurze Zeit!“ hinaus. Frau Wäckerli aber konnte sich nicht enthalten, den Gast noch darauf aufmerksam zu machen, daß er halt hier in einem rechten Hause sei, wo man mit Mädchen nicht nach Belieben umgehen könne, wie etwa, er werde wohl wissen, wo . . . Jacob Spöndly stotterte in höchster Verwunderung, das scheine ihm denn doch etwas stark und sie solle ihm sagen, ob sie etwas Ungerades von ihm wisse. Aber sie schlug ohne weiteres die Türe zu. Nach einem verständnislosen Kopfschütteln



Das Brunnlein (Motiv aus Erlenhof).
Nach kolorierter Federzeichnung von Helene Tobler-Borler, Zürich-Kaufbeuren.

kam er zur Ueberzeugung, daß in dieser Lage das einzig Richtige sei, den Schauplatz zu verlassen.

Der andere Tag war ein Samstag, und Jacob Spöndly hatte den Nachmittag frei. Entgegen seiner Gewohnheit ging er gleich nach dem Essen aus. Er schlenderte nach der Wirtschaft zum Frohsinn hinab und plauderte und scherzte auf der Freitreppe mit der Wirtstochter Emilie, die ihm sonst ganz und gar zuwider war. Aber er mußte doch denen da drüben zeigen, daß sie ihm ziemlich gleichgültig seien und daß er bereits zur Tagesordnung übergegangen sei. Nicht zuletzt hatte ihn auch die uneingestandene Hoffnung hergeführt, Verena zu sehen und ihr sein Befremden über die gestrige Behandlung ausdrücken zu können. Wer weiß, es konnte ja dann etwas ganz Seltsames geschehen . . .

Als er bei einem Dreier Neuen saß, fragte Emilie, ob denn das Säulieffen gut abgelaufen sei. „Ganz programmäßig!“ log Jacob Spöndly und nahm einen Schluck. Die Wäckerlin sei heute wild, berichtete Emilie jetzt in schadenfrohem Tone. Sie hatte die Gewohnheit, beim Sprechen ganz nahe heranzutreten und den Angeredeten hin und wieder leicht mit dem Ellbogen anzustoßen. Nämlich wegen dem Breni komme die Frau Gemeinderat ganz aus dem Häuschen; die habe nun einmal Farbe bekannt und gesagt, daß ihr sämtliche Rößliwirtsöhne auf der ganzen Welt gestohlen werden können und daß sie den Hans Steiner wolle oder keinen. Natürlich, das habe man im Dorfe schon lange gewußt; das Breni sei ja des Gärtlibauern Hans zu Weg und zu Steg nachgelaufen, besonders seit der die Wachtmeisterschnüre bekommen habe.

„So, so,“ sagte Jacob Spöndly und bestellte einen zweiten Dreier. Er plauderte noch ein wenig mit Emilie und sagte beim Abschiednehmen, er freue sich jedes-

mal auf den Samstagnachmittag, weil er da regelmäßig einen Bummel durch das Kesselholz mache; die frische würzige Waldluft bekomme ihm ausgezeichnet.

An diesem Abend war wieder eine Ansichtskarte von der Rebstockfrieda da, die zweite seit acht Tagen. Fräulein Frieda schrieb sehr artig, daß ein Lebenszeichen von ihm sie hoch erfreuen würde, daß man ihn im gesellschaftlichen Leben in Spindlach und besonders im „Rebstock“ mangle und daß es allgemein heiße, warum er denn nie einen Besuch mache . . .

Jacob Spöndly las die Karte zweimal durch und schritt dann nachdenklich im Zimmer hin und her. Wenn er nun ginge? Die Vorsehung hatte sich ihm bis jetzt immer feindlich gezeigt, die herrlichsten Pläne

hatte sie ihm kaltlächelnd durchkreuzt. Aber er hatte den Kopf hochbehalten und tapfer gegen den Feind angekämpft. Wäre es vielleicht klüger, jetzt einzulernen und die Fehde gegen den übermächtigen Gegner aufzugeben? Kein Zweifel, mit dieser Karte gab ihm das Schicksal einen Fingerzeig: Jacob Spöndly, verlange nicht Unmögliches! Dein Teil an Erdenglück und Wonne ist höheren Ortes bestimmt, jede Auflehnung gegen die unabänderlichen Ratschlüsse der Vorsehung ist Wahnsinn!

Da suchte er nach einem Fahrtenplan und sah nach der Uhr. Wichtig, es langte noch auf den Sechsuhrzug. Dann war er um acht Uhr in Spindlach und hatte den Abend und den ganzen Sonntag für sich. Schon Ende nächster Woche konnte er dem heimtückischen Breni und der staunenden Lina eine Verlobungskarte unter die Nase halten . . .

Ruhigen Schrittes, als ob es sich um einen gewöhnlichen Spaziergang handeln würde, wanderte Jacob Spöndly eine halbe Stunde später der Station Gehren zu. Er fühlte sich ganz als Verbündeter seines Schicksals, und es war ihm zumute wie einem Weitgewanderten, der sich nach langen Irrfahrten glücklich heimgefunden hat. Einzig, wenn er an die verliebten Blicke des Herrn Reichel dachte und wie er der Frieda einmal die Hand gestreichelt, kam vorübergehend ein Gefühl der Beklemmung über ihn, und er fing unwillkürlich an, langsamer zu gehen . . .

Noch gute fünf Minuten vom Bahnhof entfernt, hörte er zu seiner nicht geringen Verwunderung den Zug einfahren. Ohne sich lang zu besinnen, schlug er den Lauffschritt an; es kam ihm dabei eine Stelle aus Schillers Bürgschaft in den Sinn:

Die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen . . .

Denn wenn er diesen Zug verfehlte, konnte er Spindlach heute nicht mehr erreichen!

Aber sein Ringen war umsonst: schon setzten sich die drei glühenden Augen wieder in Bewegung; an der geschlossenen Barriere stehend, konnte er dem höhnend weiterpustenden Zuge nachsehen. Wie er so dastand und überlegte, ob er noch in „Röfli“ einkehren oder sofort den Heimweg unter die Fülze nehmen wollte, kam von der andern Seite her jemand auf die Variere zu: Lina Steiner. Sie trug ein leichtes Köffchen und rief ihn schon von weitem lachend an: „So, das ist nun der erste vernünftige Einfall, daß Sie mich hier abholen kommen! Dafür sollen Sie morgen einen Zucker mehr im Kaffee haben!“

Bei aller angeborenen Unbeholfenheit hatte Jacob Spöndly die schöne Gabe, sich in plötzlich veränderte Situationen verhältnismäßig leicht zu finden und gute Miene zum bösen Spiel machen zu können. So schritt er jetzt, nachdem die Barriere geöffnet war, mutig auf Lina zu und sagte mit dem aufrichtigsten Tone von der Welt: „Nicht wahr, ich darf so frei sein? Ich habe zwar nicht sicher gewußt, ob Sie mit diesem Zuge kommen würden; aber ich habe mir gedacht, es werde Sie vielleicht freuen, wenn ich Ihnen das Gepäck ein wenig tragen würde...“

„Ach, wie lustig, das hätt' ich gar nicht geglaubt, daß Sie ein so gutes Herz haben!“ scherzte sie unbeschweren, und er antwortete prompt: „Man kann sich eben oft in den Menschen täuschen!“

Während sie noch an den letzten Häusern vorbeisritten, aus denen Lampenschimmer auf die Straße fiel, plauderte und fragte sie dies und das, ohne ihn zum Antworten kommen zu lassen. Ob denn das Wurstmahl bei Wäckerlis gut abgelaufen, ob eigentlich der Hans, ihr Bruder, auch dabei gewesen sei? Ob er, Spöndly, sich nicht mit Hulda verlobt habe? Denn irgend einen Erfolg sollten doch die vielen Säulieffen endlich haben, sonst verleihe es den Leuten...

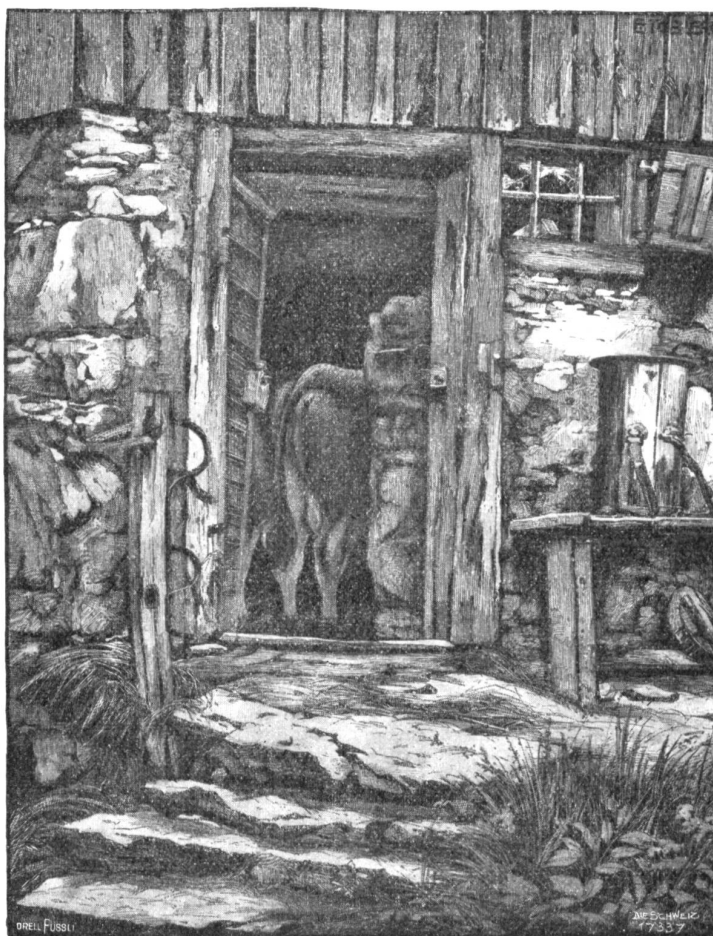
Jacob Spöndly schielte immer und immer wieder verstohlen nach Lina hinüber; er konnte sich gar nicht satt an ihr sehen. Sie schaute wirklich doch zum Anbeißen hübsch aus! So gesund und rotbackig wie ein Apfel am Zweig! Einen so hübschen Winterhut hatte er noch nie gesehen! Und wie die gelben Ringellocken eigensinnig drunter hervorguckten! Es war bereits soweit mit ihm, daß er sich heimlich ein Kamel schalt, weil er von dieser hatte weglaufen und eine Nebstocfrieda gegen sie eintauschen wollen.

Sie hatten nun das Dorf hinter sich. Lina war ein wenig stiller geworden. Da warf Jacob Spöndly, einem klugen Einfall folgend, die Worte heraus: „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Fräulein?“

„Mit Ihrem ewigen Fräulein!“ tadelte sie leicht hin. Aber das Wunderbare geschah doch: sie legte ihren runden Arm in den seinen, und zwar nicht furchtsam und zögernd, sondern ganz feck und unbedenklich, wie

wenn das etwas Selbstverständliches wäre. Es ging ein Schauer der Wonne durch seinen Körper; er hatte nicht gewußt, daß es so angenehm sei, neben einem hübschen Mädchen zu gehen. Es schien ihm, als ob er nie etwas Lieberes und Freundlicheres erlebt hätte. Wie eine plötzliche Eingebung kam es über ihn: Heut ist mein großer Tag! Und von dieser Gewißheit seltsam durchdrungen, wagte er es sogar, ihren Arm ganz leise, ohne daß sie es merken sollte, an sich zu drücken und ihr zu bekennen, daß es ihn nun sehr gefreut habe, sie treffen zu können und ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Sie meinte dagegen, daß ihm gewiß so ein kleiner Spaziergang in der frischen Luft besser bekomme, als wenn er immer die Nase in die Bücher stecke und von verrückten Liebchaften lese, wo die Leute so herumzwirbeln wie an Drähten, daß man immer denken müsse: so dumm kommen denn doch die Menschen nicht auf die Welt!

„Sie können so verständig reden,“ lobte er sie, innerlich darüber erfreut, daß er ihr gegenüber so beherzt und mutig zu bleiben vermochte. Und in der plötzlich aufkeimenden Furcht, ein böser Zufall möchte ihm die herrliche Gelegenheit entreißen, fügte er ganz unvermittelt hinzu: „Ja, Fräulein Lina, ich will es Ihnen gleich sagen: Sie gefallen mir jeden Tag besser! Zuerst meinte ich, es sei alles nur Spaß an Ihnen; weil ich Sie nun aber kenne — ja — und schon wegen den unvernünftigen Säulieffen würde ich mich gern auf Weihnachten verloben...“



Der Stall (Motiv aus Erlendbach). Nach kolorierter Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich-Kaufbeuren.

Sie mußte sich doch einen Augenblick besinnen. „Sinn, Sie haben sehr wunderliche Einfälle, besonders als Junggefelle!“

„Aber davon redet doch niemand mehr,“ sagte er be-teuernd. Ohne es zu bemerken, hatte er angefangen, schneller zu gehen. Sie hielt ihn ein wenig zurück und sagte: „Nur nicht gar zu scharf; der Weg ist hier frisch befestigt! Und dann wollen wir lieber von etwas Vernünftigerem reden!“

Jacob Spöndly verzweifelte schier; sein Atem ging mühsam, als er jetzt zaghaft einwendete: „Aber, was könnte denn vernünftiger sein, als . . .“

„Bitte, darf ich Ihnen das Köfferchen vielleicht ein wenig abnehmen? Es scheint Sie zu sehr anzustrengen!“ unterbrach sie ihn mit neckischer Anspielung. Er wehrte gelassen ab. Dann stand er plötzlich still und sagte bestimmt: „Ich will es also wissen. gleich jetzt! Keinen Schritt gehe ich weiter!“

„Was wissen?“

„Ob Sie mich wollen oder nicht!“

„Das hätte ich Ihnen schon vor acht Tagen sagen können! Kommen Sie, oder ich gehe allein!“

Jacob Spöndly blieb diesmal standhaft. „Ich komme nicht! Jetzt, in dieser Minute müssen Sie mir Antwort geben!“

Lina mußte ein wenig lachen. „So, also Sie glauben doch auch, daß ich zu etwas auf der Welt bin? Wissen Sie was: wenn ich Ihnen morgen den Kaffee einschenke, dürfen Sie mich ansehen; wenn ich dann lache, dann können Sie denken . . .“

„Aber, so lachen Sie doch lieber gleich jetzt!“ bettelte er inständig.

„Sie könnten es ja doch nicht sehen; es ist zu dunkel!“

Etwas anderes war vorläufig nicht aus ihr herauszubringen, und er ließ sich zum Weiterschreiten bewegen, war aber hartnäckig genug, sie nach einer Weile noch einmal um bestimmten Bescheid zu bitten; sonst sahre er morgen nach Spindlach und mache vielleicht etwas Dummes . . .

Sie lachte verstohlen nebenaus und sagte mit er-zwungener Ernsthaftigkeit: „Oder vielleicht wäre Pflegers Lydia noch zu bewegen, weil nun das Breni Wäckerli schon einen hat!“

Er schrak heftig zusammen und stand wieder still. „Ja — können Sie denn in meinem Herzen lesen?“

„Nein, aber in Ihrem Loggbuch, wenn Sie es die halbe Zeit auf dem Tisch liegen lassen!“

Jacob Spöndly stand niedergeschmettert. „Ist es nun ganz aus?“ fragte er nach einer Weile tonlos. Und als sie nicht gleich antwortete, drängte er weiter in sie: „Besinnen Sie sich! Reden Sie!“

„Ich habe mich schon besonnen,“ erwiderte sie be-stimmt. Aber sogleich kam der Schalk wieder in ihre Stimme. „Es freut mich, daß Ihnen meine Zöpfe so gefallen und mein weißes Halskräuschen; aber weil

andere Mädchen auch Zöpfe und Halskräuschen haben, will ich Ihnen lieber noch drei Wochen Bedenkzeit geben.“

„Wie soll ich das verstehen!“ fragte er zaghaft.

In diesem Augenblick wurden sie zu seinem großen Bedauern von einem Fuhrwerk eingeholt und zum Auf-sitzen genötigt. So mußte er die Sache für einmal auf sich beruhen lassen, abgesehen von einigen Duzend leisen Händedrücken, die er ihr verstohlenerweise zu geben wagte.

Daheim angekommen, ging er gleich auf sein Zimmer und machte Licht. Er suchte mechanisch sein Loggbuch hervor, um seinem übervollen Herzen Luft zu machen. Aber wie er nun ein wenig las und blätterte, kam ihm alles hölzern und einfältig vor; es schien ihm, er sei plötzlich um Jahre älter geworden und, was vor ihm liege, sei Knabenspielzeug. Und das alles hatte nun Lina gesehen! Was mußte sie von ihm denken! Er warf das Buch in eine Ecke, stülpte sich den Hut auf und ging noch einmal ins Freie.

Während Lina in der Stube beim aufgewärmten Kaffee saß, redete Frau Steiner allerlei in den Wand-kästen hinein, in welchem sie sich zu schaffen machte, zum Beispiel: so etwas gefalle ihr sonst nicht, sie, Lina, müsse sich in acht nehmen, man komme den Leuten schnell in die Mäuler, aber nicht so schnell wieder heraus.

Lina legte den Löffel weg und studierte ein wenig. Dann fragte sie, was denn die Mutter im ganzen dazu meine und ob es wohl voreilig wäre . . .

Da wurde Frau Steiner aufmerksam und schloß die Kastentüre zu. „Aha, wenn es so ist . . . Ja, ich will dir nur sagen, daß ich jetzt weniger gegen ihn hätte als im Anfang!“

„Und ich hatte schon gleich im Anfang nichts gegen ihn!“

Frau Steiner verstand. „Aber ein anderes Kostort muß er halt dann suchen; das würde sich nicht schicken . . . Und der Albold im Höfli? Was wird denn der dazu sagen?“

„So, der?“ Lina wurde resolut. „Der kann mir ge-stohlen werden! Habt Ihr's denn noch nicht gemerkt? Am Herbstsonntag bin ich mit ihm fertig geworden. Er hat mich dreimal nacheinander sitzen lassen und hat mit Pflegers Lydia getanzt. Und es war sogar ein Walzer dabei!“

Damit waren die Verhandlungen für heute beendet. Lina saß noch eine gute Weile allein in der Stube und machte sich Gedanken. Da hörte sie jemand ins Haus kommen; sie kannte den Schritt und horchte gespannt, ob Herr Spöndly vorbeigehen würde — Wichtig, der Drücker bewegte sich sachte, die Stubentüre öffnete sich ein wenig.

„Lina, darf ich noch für einen Augenblick herein-kommen?“

Sie lachte und sah ihn an mit dem hellsten Sonn-tagsgesicht:

„Ja, weil Sie einmal nicht ‚Fräulein‘ sagen!“





Emanuel Schaltegger (1857—1909).

Madonnenköpfchen.